

David Gehne u.a. (Hrsg.)

Budrich
UniPress



Lebenschancen vor Ort

Familie und Familienpolitik im Kontext



Für Peter Strohmeier

Banu Citlak/ Angelika Engelbert/
David H. Gehne/ Ralf Himmelmann/
Annett Schultz/ Holger Wunderlich
(Hrsg.)

Lebenschancen vor Ort

Familie und Familienpolitik im Kontext

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2014

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2014 Budrich UniPress, Opladen, Berlin & Toronto

www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-86388-046-0

eISBN 978-3-86388-209-9

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Typografisches Lektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – <http://www.lehfeldtgraphic.de>

Inhalt

Einleitung 7

Familienleben und Familienentwicklung

Hans-Joachim Schulze
Ein zweites Kind?23

Johannes Huinink
Räumliche Mobilität und Familienentwicklung im Lebenslauf.....34

Karsten Hank
Familienpolitik als Bevölkerungspolitik?
Zum Zusammenhang von öffentlicher Kinderbetreuung und
Fertilität in Deutschland und Schweden52

Alois Herlth
Die Zukunft der familialen Lebensformen.....70

Familie und soziale Ungleichheit

Christoph Weischer
Die Bedeutung von Haushalten für soziale Ungleichheiten.....89

Hans-Georg Tegethoff
Aufstieg durch Bildung? – Was leisten Schulen und
Hochschulen?100

Aladin El-Mafaalani
Der Bildungsaufstieg als Distanzierung von
Herkunftsfamilie und -milieu.....125

Rolf G. Heinze
Die Inflation der gesellschaftlichen Mitte. Reale
und gefühlte Irritationen143

Region, Stadt und Sozialraum als Kontextfaktoren

Annett Schultz

Mehrkindfamilien heute – Heterogene oder polarisierte Familienform?.....167

Banu Citlak

Der Nexus zwischen Sozialisation und Raum in der Migration185

Bernhard Butzin, Katrin Oemmelen, Raimund Pahs

Lokalentwicklung in Nord-Namibia203

Jörg Bogumil, Sascha Gerber

Kleinräumige Sozialraumanalysen – der Ansatz der Bochumer Stadtsoziologie220

Lokale Politik für Familien

Holger Wunderlich

Kommunales Management lokaler Familienpolitik.....245

Angelika Engelbert

Zeitsouveränität: Ressource für Familien und Kommunen.....261

David H. Gehne

Die Unterstadt als demokratiefreie Zone – Ist Segregation eine Gefahr für die lokale Demokratie?277

Franz-Xaver Kaufmann

Vom ‚Familienlastenausgleich‘ zur Familienpolitik auf mehreren Ebenen295

Autorinnen und Autoren309

Lebenschancen vor Ort – Familie und Familienpolitik im Kontext

Banu Citlak, Angelika Engelbert, David H. Gehne, Ralf Himmelmann, Annett Schultz, Holger Wunderlich

Nach einem jahrzehntelangen Schattendasein ist Familienpolitik sowohl in den gesellschaftspolitischen Diskursen der Öffentlichkeit als auch auf der politischen Agenda weit nach oben gerückt. Mittlerweile gibt es eine Vielzahl von familienpolitischen Programmen und Maßnahmen, die dazu beitragen sollen, die unverzichtbaren Leistungen der Familien für ihre Mitglieder und für die Stabilität der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sichern. Erbracht werden diese Unterstützungsleistungen auf allen Politikebenen: Auf der Bundes-, der Landes- und der kommunalen Ebene. Der Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit und der wissenschaftlichen Reflektion liegt jedoch eindeutig auf der Bundesebene. Dies liegt daran, dass Familienpolitik in Deutschland nach wie vor stark durch finanzielle Transferleistungen, die vom Bund gewährt werden, geprägt ist. Die Städte, Kreise und Gemeinden werden häufig nur am Rande betrachtet, nicht selten lediglich als Implementationsebene. Dabei stellen sie die Ebene im föderalen System dar, in der der familienpolitische Handlungsdruck am unmittelbarsten ist. Familie leben und erleben die Bürgerinnen und Bürger vor Ort. Hier, in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld, wird die Lebenssituation der Familien geprägt und hier entscheiden sich Lebenswege und Lebenschancen ihrer Mitglieder. Zu denken ist hier an die infrastrukturellen Gegebenheiten wie Bildungseinrichtungen, Freizeitangebote und kommunale Unterstützungs- und Beratungsangebote, aber auch an den Einfluss des räumlichen Kontextes auf die zukunftsrelevanten Einstellungen der einzelnen Familienmitglieder.

Familien, Eltern und Elterngemeinschaften gestalten wiederum das Leben vor Ort mit und nehmen unmittelbar Einfluss auf die Qualität der infrastrukturellen, sozialen und politischen Möglichkeiten in ihrem Lebensraum. Unter Bedingungen sozialer Ungleichheit und sichtbarer räumlicher Segregation reproduziert diese wechselseitige soziale, politische und ökonomische Einflussnahme die Disparitäten der familialen Lebensräume (auch über Generationen) weiter. Veröffentlichungen, in denen die örtliche Ebene der familialen Lebensverhältnisse und der familienpolitischen Steuerung in den Blick genommen wird, sind jedoch vergleichsweise rar.

Der vorliegende Band greift die beschriebenen Zusammenhänge in einer interdisziplinären Perspektive auf. Er ist anlässlich des 65. Geburtstages

Klaus Peter Strohmeiers und seines damit anstehenden Übergangs in den „Ruhestand“ entstanden.

Klaus Peter Strohmeier wurde 1948 in Herten/Westfalen geboren. Sein Vater war Bergmann auf der Zeche „Schlägel und Eisen“. Strohmeier besuchte das Gymnasium und machte 1967 Abitur. Er studierte in Münster und Bielefeld Soziologie und schloss 1972 sein Studium als Diplom Soziologe ab. Nach seinem Wehrdienst war er in den Jahren 1975 bis 1981 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld und wirkte an verschiedenen Forschungsprojekten unter der Leitung von Franz-Xaver Kaufmann mit. 1981 wurde er an der Universität Bielefeld promoviert mit einer Dissertationsschrift, die unter dem Titel „Quartier und soziale Netzwerke. Grundlagen einer sozialen Ökologie der Familie“ 1983 veröffentlicht wurde (Strohmeier 1983). Anschließend war Strohmeier von 1981 bis 1994 Projektleiter am Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik in Bielefeld und habilitierte sich dort 1993. Seit 1994 ist er Professor für Soziologie/Stadt und Region, Familie an der Ruhr-Universität Bochum, seit 1997 Geschäftsführender Leiter des Zentrums für interdisziplinäre Regionalforschung (ZEFIR, früher Ruhrgebietsforschung) und seit 2007 wissenschaftlicher Direktor der Faktor Familie GmbH. Klaus Peter Strohmeier ist verheiratet und hat fünf Kinder.

Aufgrund seiner Abneigung gegenüber „Festschriften“ soll hier explizit betont sein: Es handelt sich nicht um eine „Festschrift“ im herkömmlichen Sinne! Vielmehr knüpfen die versammelten Beiträge an die Arbeiten von Klaus Peter Strohmeier an, greifen wesentliche Fragen auf und entwickeln diese weiter. Gemeinsam ist ihnen dabei, dass sie die räumlichen Kontexte des Familienlebens in der beschriebenen Form berücksichtigen und deutlich machen, dass eine wirkungsorientierte Familienpolitik ohne die Berücksichtigung der kommunalen Ebene zu kurz greift.

Prägend für die Forschungs-, Lehr- und Vortragsaktivitäten von Peter Strohmeier ist das Verständnis einer anwendungsorientierten Familien- und Sozial(politik)forschung. Im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Lebens und Wirkens spielen daher nicht nur Fragen nach den Zusammenhängen zwischen sozialem Raum und familialer Sozialisation eine Rolle, sondern auch die daran anknüpfende gesellschaftliche und politische Herausforderung einer „guten“ (weil Chancengerechtigkeit anstrebenden) Familien- und Sozialpolitik. Einen besonderen Fokus hat er dabei immer auf die Situation der Kinder und die familialen und städtischen Kontexte, in denen sie aufwachsen, gelegt. Konkrete Fragen in diesem Zusammenhang sind: Wo leben welche Familien, mit welchen Ressourcen und Unterstützungsbedarfen? Was brauchen Familien, um die von der (Stadt-)Gesellschaft erwarteten Leistungen zu erbringen? Welche Rolle spielen der Wohnort, das unmittelbare Wohnumfeld und sozialräumliche Settings für das Aufwachsen von Kindern? Was muss getan werden, damit Kinder aus der „Unterstadt“ nicht automatisch schlech-

tere Startchancen haben als Kinder aus der „Oberstadt“? Wie können Städte in das Humanvermögen der nachwachsenden Stadtgesellschaft nachhaltig investieren?

Wegbegleiterinnen und -begleiter von Klaus Peter Strohmeier aus Politikwissenschaft, Soziologie und Geographie wollen mit den hier versammelten Beiträgen die inhaltlichen Ausführungen und Schwerpunktsetzungen des umfassenden wissenschaftlichen Werkes von Klaus Peter Strohmeier aufnehmen und fortführen. Zu den genannten und ähnlichen Fragen werden aktuelle Diskussionen aufgegriffen und aus verschiedenen disziplinären Perspektiven beleuchtet. Dabei ziehen sich zwei zentrale Anliegen durch die Beiträge:

- Zum einen geht es um die Identifizierung relevanter Kontextfaktoren des Familienlebens und der Familienentwicklung unter besonderer Berücksichtigung räumlicher Strukturen,
- zum anderen um die Identifizierung von Ansatzpunkten einer wirksamen Unterstützung von Familien unter besonderer Berücksichtigung örtlicher Familienpolitik.

Dazu werden vier unterschiedliche inhaltliche Ansatzpunkte verfolgt. Sie greifen erstens die *Lebenswirklichkeit der Familien und zentrale Aspekte des familialen Wandels* auf. Sie behandeln zweitens in vergleichender Absicht die *Unterschiedlichkeit der Lebenslagen und Strukturen sozialer Ungleichheit* und fokussieren drittens auf die *räumliche Dimension familialer Lebenslagen*. Schließlich geht es viertens um die örtliche Ebene der Einflussnahme auf Lebenschancen und die Möglichkeiten, im Rahmen *kommunaler Familienpolitik* Familie und Familienleben zu unterstützen.

Familienleben und Familienentwicklung

Mit dem groß angelegten Forschungsprojekt „Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen – Generatives Verhalten im sozialen und regionalen Kontext“ haben Klaus Peter Strohmeier und Franz-Xaver Kaufmann vor nunmehr fast 30 Jahren dazu beigetragen, die thematische Engführung der (soziologischen) Bevölkerungsforschung auf Geburtenraten und Kinderzahlen aufzubrechen und dem ein Konzept entgegen zu halten, das die Prozesse und Kontexte der „Familienentwicklung“ und ihrer Hintergründe in den Blick nimmt (hierzu Kaufmann u.a. 1984; Strohmeier 1985; Kaufmann/Strohmeier 1988). Später wurde diese Betrachtung unter Einbeziehung familienpolitischer Schwerpunktsetzungen in einem international vergleichenden Projekt auf europäischer Ebene weiter geführt (Kaufmann u.a. 1997). Kaufmann und Strohmeier haben damit Erklärungen für zentrale familiensoziologische Fragen entwickelt, die grundlegend für jede Diskussion

über Familie und Familienpolitik sind: Warum entscheiden sich Menschen für oder gegen Kinder? Welche binnenfamilialen und welche Umweltfaktoren prägen die Familienbeziehungen, das Familienleben und die Familienentwicklung?

Die Beiträge im ersten Teil dieses Sammelbandes stehen in der Tradition dieser soziologischen Perspektive auf aktuelle gesellschaftspolitische Fragen. Sie betrachten die Bevölkerungsentwicklung als Ergebnis individueller und gesellschaftlicher Prozesse der Familienentwicklung und fragen nach ihren Einflussfaktoren. Das Spektrum der behandelten Einflüsse ist dabei – ganz im Sinne Strohmeiers – breit und reicht von kognitiven Faktoren über Partnerschaftsstrukturen und räumlicher Mobilität bis hin zu institutionellen Anreizen, wie dem Angebot an Kinderbetreuung.

Wodurch wird die Entscheidung für ein zweites Kind beeinflusst? Mit dieser Frage setzt sich *Hans-Joachim Schulze* auseinander. Seine grundsätzliche Annahme lautet, dass Entscheidungen von zusammenlebenden Paaren auch durch kognitive Faktoren erklärt werden können. Schulze untersucht die Absicht von Paaren, „*Ein zweites Kind*“ zu haben. Er geht dabei davon aus, dass Partnerschaft und Elternschaft nicht als Einheit zu begreifen sind und unterscheidet zwischen dem Wert der Partnerschaft und dem Wert der Elternschaft. Drei Faktoren werden von ihm näher in ihrem Erklärungsbeitrag untersucht: der Wert, der Elternschaft und Partnerschaft zugeschrieben wird, die selbst wahrgenommene Effektivität von Partnern, ihren Haushalt zu führen und für das erste Kind sorgen zu können und schließlich die Kommunikation der Partner zur Frage, ob sie ein zweites Kind wünschen. Die Ergebnisse der Analysen zeigen, dass der Wert von Elternschaft und die Kommunikation der Partner signifikant zur Erklärung der Absicht, ein weiteres Kind zu haben, beitragen. Schulze vermutet, dass die zukünftige Forschung mit dem Konzept der eigenerlebten Effektivität eine größere Erklärungskraft erlangen kann, wenn spezialisierte Instrumente bei beiden Partnern/Eltern zur Anwendung kommen.

Johannes Huinink befasst sich mit dem Zusammenhang von „*Räumliche(r) Mobilität und Familienentwicklung im Lebenslauf*“. Die von Strohmeier hervorgehobenen räumlich differenzierten Bevölkerungsstrukturen werden dabei auch als Ergebnis von Mobilitätsbewegungen verstanden, „die Strukturen verändern können, aber eben durch sozial selektives Umzugsverhalten auch erhalten“. In systematisierender Absicht erstellt Huinink in seinem Beitrag eine Bestandsaufnahme wesentlicher Aspekte dieses Zusammenhangs. Er unterscheidet zwischen zirkulärer und nicht-zirkulärer Mobilität, entwickelt die beiden Funktionstypen „Räumliche Koordinierung von Aktivitäten“ und „Veränderung der Wohn- und Lebensbedingungen“ und skizziert die Beziehung zwischen Mobilitätsereignissen und anderen Ereignissen im Lebenslauf. Auf dieser Grundlage werden eine Reihe von Thesen zum Zusammenhang zwischen Familienentwicklung und räumlicher Mobili-

tät vorgestellt, die auch die Intentionalität von Familienentscheidungen betreffen. Mit der Einbeziehung der Lebenslaufperspektive wird die Beziehung zwischen räumlicher Mobilität und Familienentwicklung in Zusammenhang mit anderen Lebensbereichen, besonders der Erwerbsarbeit betrachtet. Anhand der Daten von zwei Studien kommt Huinink zu dem Schluss, dass eine Erweiterung der empirischen Analyse auf Intentionen fruchtbar ist, gleichzeitig aber auch neue Fragen aufwirft, deren Beantwortung zu einem umfassenderen Verständnis der komplexen Wechselbeziehung zwischen den Lebensbereichen führen kann.

Karsten Hank betrachtet in seinem Beitrag „*Familienpolitik als Bevölkerungspolitik?*“ den Zusammenhang von öffentlicher Kinderbetreuung und Fertilität und stellt damit auch die Frage, inwiefern Familienpolitik über institutionelle Anreize als Bevölkerungspolitik wirksam werden kann. Im Beitrag wird der Zusammenhang zwischen öffentlicher Kinderbetreuung und individuellem Geburtenverhalten in zwei sehr unterschiedlichen wohlfahrtsstaatlichen und demografischen Kontexten analysiert: Deutschland und Schweden. Auf der Basis von Mikrodaten und Informationen über die regionale Versorgung mit öffentlicher Kinderbetreuung werden für die zweite Hälfte der 1990er Jahre Übergangswahrscheinlichkeiten für die Geburt eines Kindes in beiden Ländern geschätzt. Hank kommt zu dem Ergebnis, dass weder in Deutschland noch in Schweden regionale Unterschiede in der Verfügbarkeit von Betreuungseinrichtungen einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung des individuellen Geburtenverhaltens liefern. Zugleich verweist er darauf, dass dieser Befund nicht zu dem Schluss führen sollte, dass Kinderbetreuung für die Lösung der Vereinbarkeitsproblematik keine Rolle spiele. Vielmehr sei es notwendig, spezifische familienpolitische Maßnahmen und Institutionen im Kontext des gesamten wohlfahrtsstaatlichen Arrangements eines Landes zu analysieren.

Alois Herlth greift mit seinem Beitrag zur „*Zukunft der familialen Lebensformen*“ die in den letzten Jahrzehnten mit unterschiedlicher Vehemenz geführte familiensoziologische Diskussion der Pluralisierung und Polarisierung privater sowie familialer Lebensformen auf. Er verweist auf die eher weniger betrachtete Dimension der Pluralisierung im familialen Lebensverlauf, die sich nicht bzw. nicht unmittelbar in einer „distributiven Pluralisierung“ des Familiensektors niederschlägt. Die Ursache dieser „beobachteten Variabilität und Reversibilität“ des familialen Lebens werden dabei maßgeblich auf der Paarbeziehungsebene verortet. Er konstatiert destabilisierende Rahmenbedingungen auf kultureller, sozialer, ökonomischer und personaler Ebene, die heute Instabilität und Fluktuationen in den Paarbeziehungen verstärken und damit das familiäre Zusammenleben strukturieren und so zugleich zur „Variabilität und Reversibilität in den familialen Lebensformen“ beitragen. Vor diesem Hintergrund erwartet er für die Zukunft der familialen Lebensformen eine „Brüchigkeit der Paarbeziehungen als Normalfall“ und

– daraus folgend – in häufig belastenden und schwierigen Rahmenbedingungen für die kindliche Entwicklung zu liegen. Als Aufgabe der Familienpolitik, und als Weg, um der weiteren Schrumpfung des Familiensektors entgegen zu wirken, sieht er daher, die familienstrukturelle Vielfalt zu akzeptieren und zugleich zu stützen.

Familie und soziale Ungleichheit

Im zweiten Teil des Bandes wird der Blick auf den Zusammenhang von Lebenssituation und Kontextfaktoren gezielter und richtet sich vor allem auf Aspekte sozialer Ungleichheit und Armut – und damit auf für Strohmeier ganz wesentliche Dimensionen im Hinblick auf die politische Beeinflussung der „Lebenschancen vor Ort“ (u.a. Strohmeier/Kersting 1996; Strohmeier/Kersting 2000; Strohmeier u.a. 2007; Strohmeier u.a. 2010).

In den Beiträgen geht es zum einen um eher grundsätzliche Zusammenhänge zwischen den Entscheidungen auf der Haushaltsebene und sozialen Ungleichheitsstrukturen, zum anderen werden die Schlüssellressource Bildung und Möglichkeiten und Wege der Überwindung benachteiligter Lebenssituationen durch die Aneignung von Bildung näher betrachtet. Als wichtige Kontextfaktoren für individuelle Bildungsaufstiege und für neue gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen werden das Bildungssystem sowie das wohlfahrtsstaatliche Sicherungssystem in den Blick genommen.

Christoph Weischer behandelt „*Die Bedeutung von Haushalten für soziale Ungleichheiten*“. Dabei begreift er „Haushalt“ als flexibles Konzept, das die „kreativen Arrangements, die Menschen für ihre Reproduktion ersinnen“, berücksichtigen kann, und er versteht die Haushaltsmitglieder als Akteure im Ungleichheitsgeschehen. Mit seinem Beitrag entwickelt Weischer eine Typologie von Entscheidungen auf der Haushaltsebene und ihrer ungleichheitsrelevanten Folgen. Haushalte werden als Entscheidungsfeld zum Beispiel hinsichtlich der Strukturen von Beziehungen, der Poolung von Kapitalien, der Arbeitsteilung oder der Wahl des Wohnortes vorgestellt. Produktions- und Reproduktionsentscheidungen betreffen die Versorgung des Haushalts mit Gütern und Dienstleistungen, die Frage, wer hieran beteiligt ist oder die Nutzung wohlfahrtsstaatlicher Leistungen. Anlageentscheidungen sind solche, die das ökonomische, kulturelle oder das Human-Kapital des Haushalts und seiner Mitglieder betreffen, wie zum Beispiel Bildungsentscheidungen oder Gesundheitsentscheidungen. Weischer betont, dass solche Haushaltentscheidungen sozialstrukturell relevant sind. Sie können soziale Lagen stabilisieren und damit Ungleichheit fortschreiben oder auch zur Reduktion von Ungleichheit beitragen. Sie können sowohl positionale Ungleichheit wie auch situationale Ungleichheit hervorbringen. Für die Analyse

der sozialen Ungleichheit – so die abschließende These – hat die Haushalts-ebene insgesamt eine zunehmende Bedeutung.

In seinem Beitrag *„Aufstieg durch Bildung? Was leisten Schulen und Hochschulen?“* skizziert *Hans-Georg Tegethoff* zuerst die Entwicklung der Debatte um Chancengleichheit im deutschen Bildungssystem beginnend mit der Bildungsreform der 1960er Jahre, über die Qualitätsdebatte der 1980er und 1990er Jahre, bis zur Epoche der Schulleistungsstudien und der Entdeckung des internationalen Vergleichs als Qualitätsmaßstab für Schulen und Hochschulen. Ausgehend von dem in Deutschland vergleichsweise sehr engen Zusammenhang zwischen elterlichem Bildungsniveau und schulrelevanten Leistungen, sowie dem Zusammenhang zwischen Migrationshintergrund und geringen Bildungschancen, wirft Tegethoff die Frage auf, ob und inwiefern Hochschulen diese ungleichen Bildungschancen weiter fortsetzen bzw. reproduzieren. Eine Gegenüberstellung der Abiturdurchschnittsnoten und der Studienabschlussnoten mehrerer Absolventenjahrgänge an der Ruhr-Universität Bochum weist unter anderem eine sehr unterschiedliche soziale Zusammensetzung der Studierenden mit Migrationshintergrund zu Beginn und am Ende des Studiums aus. Erklärungen hierfür erwartet Tegethoff aufgrund von Längsschnittanalysen, die durch zukünftige Wiederholungsbefragungen möglich werden.

Aladin El-Mafaalani widmet sich in seinem Beitrag *„Der Bildungsaufstieg als Distanzierung von Herkunftsfamilie und -milieu“* einem speziellen Aspekt bzw. Forschungsansatz der Bildungsforschung. Ausgehend von der heute anerkannten These, dass die soziale Herkunft einen erheblichen Einfluss auf den Bildungserfolg hat und hierfür familiäre Sozialisationsbedingungen und institutionelle Strukturen verantwortlich gemacht werden, will er nicht „die Barrieren selbst, sondern die Bedingungen ihrer Durchlässigkeit“ untersuchen. Er verfolgt einen biografischen Forschungsansatz, in dem auf der Grundlage narrativ-biografischer Interviews die Lebensgeschichten von Akademikerinnen und Akademikern aus bildungsfernen Milieus rekonstruiert werden. Nach einem Anriss der theoretischen (‚Habitus-Konzept‘) und methodischen (‚biografisch-narrative Interviews‘/‚dokumentarische Methode‘ als Auswertungsverfahren) Ansätze seiner Studie, die sowohl Menschen mit als auch ohne Migrationshintergrund einschließt, stellt er einige Ergebnisse vor. Hierbei konzentriert sich El-Mafaalani auf die „Prozesshaftigkeit des Aufstiegsprozesses“, deren drei Phasen (‚Irritation‘, ‚Distanzierung‘ und ‚Stabilisierung‘) als Matrix für die Einordnung des Materials dienen. Der Aufstiegsprozess wird als Weg beschrieben, der auch dazu führen kann, dass Nostalgie und Sehnsucht starke biografische Themen werden, diese aber wiederum Motoren für Kreativität darstellen.

Rolf G. Heinze geht in seiner Abhandlung mit dem Titel *„Die Inflation der gesellschaftlichen Mitte – Reale und gefühlte Irritationen“* den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen auf den Grund, die

zur Verunsicherung der Mittelschicht in den letzten Jahren geführt haben. Neben wirtschaftlichen Umstrukturierungsprozessen auf globaler Ebene und deren Auswirkungen auf Deutschland, sieht er die Gründe für die Verunsicherung der Mitte vor allem im Wegfall der Sicherheit, die durch das traditionelle wohlfahrtsstaatliche Ordnungssystem gewährleistet wurde. Heinze beschreibt die Wirkung von (Status)Unsicherheit auf die Mitglieder der gesellschaftlichen Mitte als wirtschaftliche, politische und soziale Akteure. Dabei gilt sein Augenmerk der abnehmenden Beteiligung in Bereichen der organisierten Interessenvertretung als Resultat der zunehmenden Heterogenität der Lebenslagen sowie Erwerbsbiographien und der damit einhergehenden Verunsicherung in der „erschöpften Mitte“. Jedoch bringt, so sein Resümee, die Politik immer noch eine hohe Gestaltungskapazität mit sich, die individualisierte Selbstverantwortung in kollektive Verantwortung überführen und dadurch die gesellschaftliche Mitte neu aktivieren kann.

Region, Stadt und Sozialraum als Kontextfaktoren

Lebenschancen vor Ort werden durch räumliche bzw. durch sozialräumliche Strukturen geprägt. Hierauf hat Klaus Peter Strohmeier seit Beginn seiner Forschungstätigkeit immer wieder mit Nachdruck hingewiesen (Strohmeier 1983; Strohmeier/Alic 2006; Strohmeier u.a. 2008). Der dritte Teil des Buches nimmt deshalb die Kontextfaktoren Region und Sozialraum in den Blick. Aus soziologischer, geographischer und politikwissenschaftlicher Perspektive wird diskutiert, welche Bedeutung räumliche Kontextfaktoren für Familie und Familienleben haben. Die Beiträge zeigen: Die Berücksichtigung sozialräumlicher Informationen ermöglicht zum Beispiel ein besseres Verständnis der Situation von Mehrkindfamilien ebenso wie der Entwicklungsbedingungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund oder der Armutsbekämpfung in Namibia. Sozialräumliche Ansätze sind insofern für die lokalen Akteure in Politik und Verwaltung in besonderem Maße praxisrelevant.

Annett Schultz befasst sich mit dem Thema „*Mehrkindfamilien heute – Heterogene oder polarisierte Familienform?*“ Sie setzt an einem Forschungsstand an, der Mehrkindfamilien bislang eher als schrumpfende Restkategorie des traditionellen Familienmodells behandelt und dabei die Frage außer Acht lässt, ob es bei der Analyse ihrer Lebenssituation soziale, regionale bzw. sozialräumliche Unterschiede zu beachten gilt. Auf der Basis von Daten aus Familienbefragungen in 14 Städten und Gemeinden sowie in drei Kreisen erfolgt eine solche differenzierte Betrachtung der Situation von Mehrkindfamilien. Hinsichtlich wesentlicher Merkmale, wie Zusammensetzung, Lebensform, aber auch Migrationshintergrund und Bildungsstatus der Eltern, kann man nach den Ergebnissen der Analysen auch bei Mehrkindfa-

milien von einer ausgesprochen heterogenen Familienform sprechen. Vor allem lassen sich aber Unterschiede der Lebenslage zwischen unterschiedlichen Gemeindetypen feststellen. Schultz beschreibt die heutige Mehrkindfamilie daher als „heterogene Familienform mit regional und sozialräumlich polarisierter Lebenslage (...) für die die örtliche Familienpolitik je spezifische Unterstützungsangebote bereithalten sollte.“

Banu Citlak untersucht mit ihrem Artikel „*Der Nexus zwischen Sozialisation und Raum in der Migration*“ Entwicklungsräume von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien in Anlehnung an das sozialökologische Sozialisationsmodell. Die analytische Trennung von Systemebenen bzw. Zonen ermöglicht eine differenzierte Betrachtung der einzelnen Faktoren, die auf den Sozialisationsprozess von Kindern im Migrationskontext einwirken. Bedingungen und Erfahrungen, die diese Kinder und ihre Familien in den einzelnen sozialisationsrelevanten Räumen vorfinden bzw. erleben, werden im Beitrag anhand empirischer Ergebnisse aus mehreren Untersuchungen, die sich überwiegend auf türkeistämmige Familien im Ruhrgebiet beziehen, erläutert. Citlak resümiert, dass zugewanderte Kinder in den einzelnen ökologischen Zonen zahlreiche Distinktions- und Solidarisierungserfahrungen machen, die ihre Erfahrungswelt insgesamt und ihr Selbstbild im Besonderen nachhaltig prägen.

Bernhard Butzin, Katrin Oemmelen und Raimund Pahs fassen in ihrem Aufsatz „*Lokalentwicklung in Nord-Namibia*“ Ergebnisse ihrer Forschungen im Norden Namibias zusammen, die in einem inhaltlichen Kontext zum Lehr- und Forschungsprojekt „Lebenschancen vor Ort“ stehen, das unter der Leitung von Klaus Peter Strohmeier realisiert wurde. Für das nördliche Namibia wurden im Projekt lokale Eliten zu den Bedürfnissen und zur Unterstützung der Bevölkerung vor Ort befragt. Auf der Grundlage der Gespräche wurden Strategiebausteine erarbeitet und zu einem Konzept zusammengefügt. Dieses TALK-Konzept, das im Beitrag beschrieben wird, zielt vor allem auf die Aktivierung, Unterstützung und Verbesserung vorhandener lokaler Angebote und Strukturen sowie auf die effektive Gestaltung regionaler und globaler Vernetzung. Die Autoren zeigen, dass die Vielfalt lokaler Problemlagen eine Übertragung guter Konzepte der Entwicklungszusammenarbeit zwar erschweren, jedoch das „voneinander Lernen“ immer noch die wichtigste Ressource in diesem Feld bleibt.

Jörg Bogumil und Sascha Gerber ordnen mit ihrem Beitrag „*Kleinräumige Sozialraumanalysen – der Ansatz der Bochumer Stadtsoziologie*“ die Arbeiten Klaus Peter Strohmeiers in die (Bochumer) stadtsoziologische Forschung ein. Eingangs stellen sie die Frage, was das Eigenständige dieser Soziologie sei, deren Methoden und Fragestellungen sich auch die anderen soziologischen Teildisziplinen bedienen. Die Antwort: zum einen der Raumbezug und die damit verbundene Untersuchung der Segregation, zum anderen die Betrachtung der Auswirkungen räumlicher Organisation auf das

soziale Handeln. Aktuell definieren sie vier Forschungsfelder der Stadtsoziologie: Einfluss der räumlichen Strukturen auf Lebensformen und Lebensstile, Integration von Zuwanderern in Städten, Einfluss von Politik und Verwaltung auf die Stadtentwicklung und die räumliche Dimension sozialer Ungleichheit. Häufig sei diese „Grundlagenforschung“ mit dem Interesse verbunden, anwendungsorientierte Ergebnisse für (kommunale) Akteure zu gewinnen. Die Autoren sehen die Arbeiten Strohmeiers vor allem als „Sozialraumanalysen auf der Basis des sozialökologischen Ansatzes, deren Besonderheit im kleinräumigen Bezug liegt und die damit besondere Praxisrelevanz für lokale Akteure in Politik und Verwaltung entfalten.“ Sie untermauern dies mit einer Analyse zentraler Arbeiten Strohmeiers und zeigen seinen Einfluss auf die familien- aber eben auch auf die stadtsoziologische Forschung auf.

Lokale Politik für Familien

Lebenschancen entstehen „vor Ort“, d.h. auf der lokalen Ebene. Diesem Zusammenhang und der diesbezüglichen Rolle der lokalen Familienpolitik hat sich Strohmeier mit seinen Arbeiten in besonders engagierter Weise zugewandt (Strohmeier 2008). Dass Familien als Experten in eigener Sache an der Planung und Umsetzung dieser Politik beteiligt werden, ist dabei von ganz besonderer Relevanz. Der vierte Teil des Buches konzentriert sich daher auf die örtliche Familienpolitik. Dabei geht es unter anderem um Voraussetzungen für Beteiligung an der politischen Willensbildung im Allgemeinen wie auch an der Gestaltung familienpolitischer Leistungen im Besonderen. Auch für diese Partizipationsprozesse spielen sozialräumliche Besonderheiten eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die Beiträge verweisen insgesamt auf die Bedeutungszunahme der lokalen Ebene in der Familienpolitik und zeigen: Eine Politik, die auf Lebenschancen vor Ort Einfluss nehmen will, erfordert wirkungsorientierte Herangehensweisen sowie eine strategische Ausrichtung der kommunalen Familienpolitik.

Der Beitrag von *Holger Wunderlich* zum Thema „*Kommunales Management lokaler Familienpolitik*“ knüpft an den in den 1980er Jahren von Peter Strohmeier beschriebenen Zusammenhang von (städtischen) Umwelten, (familialen) Leistungen und Umweltbeziehungen moderner Familien an. Es geht ihm jedoch nicht um familienpolitische Inhalte, sondern um die Strukturen und Prozesse, in denen diese Inhalte entwickelt werden – oder eben nicht. Als zentralen Akteur einer Familienpolitik auf der kommunalen Ebene nimmt Wunderlich die Kommunalverwaltung in den Blick. Konkret zeigt er auf, wie die Verwaltung als Moderator einer kommunal ansetzenden Familienpolitik fungieren kann. Er beschreibt Dimensionen eines als Kontextsteuerung verstandenen kommunalen Managements und Instrumente, die für eine solche Kontextsteuerung von Bedeutung sein können. Zudem geht er anhand einer

repräsentativen Befragung von Kommunalverwaltungen in Nordrhein-Westfalen der Frage nach, ob eine solche Kontextsteuerung zur Strukturierung des Politikfeldes Familienpolitik beitragen kann. Sollte diese Frage positiv beantwortet werden können, so würde sich dies letztlich auch in der – von Strohmeier so häufig eingeforderten – Passgenauigkeit der familienpolitischen Inhalte niederschlagen und neben der inhaltlichen Dimension wäre im Zuge familienpolitischer Aktivitäten und (Reform)Bemühungen auch die strukturelle Dimension in den Blick zu nehmen.

Angelika Engelbert befasst sich mit dem Thema „*Zeitsouveränität*“ und deren Bedeutung als Ressource nicht nur für Familien, sondern auch für Kommunen. Dabei geht es ihr vor allem darum, ausgewählte Aspekte der Tragweite mangelnder Zeitsouveränität für das Familienleben und für die Familienmitglieder zu verdeutlichen. Diese betreffen einerseits die Familienbeziehungen, da Zeitprobleme vor allem als individuelle Probleme wahrgenommen werden und zumindest zwischen Paaren häufig mit Schuldzuweisungen und Konflikten verbunden sind. Zeitprobleme haben aber auch Schwierigkeiten hinsichtlich einer Involvierung der Familienmitglieder in außerfamiliale Umwelten zur Folge. Damit sind wichtige Ressourcen für Erziehungspartnerschaft, bürgerschaftliches Engagement, Partizipation – oder allgemeiner formuliert: für familiäre „Co-Produktion“ – gefährdet. Für die Qualität sozialer Dienstleistungen sind diese Beiträge von Familien jedoch unverzichtbar. Eine „zeitsensible kommunale Familienpolitik“ liegt daher durchaus im Interesse der Kommunen. Sie kann durch die konsequent bedarfsgerechte und strategische Ausrichtung der Familienpolitik, wie sie im Rahmen eines „kommunalen Managements für Familien“ möglich wird, gestärkt werden.

Auf allen Ebenen des politischen Systems sinkt in den letzten Jahren die Wahlbeteiligung. In den politikwissenschaftlichen Debatten mehren sich die pessimistischen Prognosen für die Zukunft der Demokratie. Peter Strohmeier hat schon früh auf den kleinräumigen Zusammenhang zwischen Wahlbeteiligung und sozialer Integration hingewiesen. Politische Beteiligung ist nicht mehr allein die Sache eines isolierten Individuums, sondern auch des räumlichen und sozialen Umfeldes, das in nicht unerheblichem Maß das politische Verhalten prägt. *David H. Gehne* nimmt in seinem Beitrag „*Die Unterstadt als demokratiefreie Zone – Ist Segregation eine Gefahr für die lokale Demokratie?*“ diesen Ansatz auf und verknüpft ihn mit aktuellen Debatten in der lokalen Politikforschung. Er analysiert den Zusammenhang von Segregation in Städten und lokaler Demokratie in der Auftraggeber- und Mitgestalterrolle. Beteiligung an der lokalen Demokratie ist höchstgradig sozial und damit auch räumlich selektiv, je aufwändiger die Beteiligungsform ist, desto selektiver. Die Unterstadt wird zunehmend zu einer demokratiefreien Zone: Kaum einer spricht über Politik, nur noch wenige gehen wählen und es gibt keine personelle Repräsentation der Unterstadt mehr im Rat und den Parteien. Ansatz-

punkte für eine Lösung dieses Problems sieht Gehne in einer gezielten Aktivierung der Bewohner der Unterstadt, sowohl der Kinder und Jugendlichen und auch der Erwachsenen. Er appelliert vor allem an die großen Parteien, diese Stadtviertel nicht aufzugeben und die dort liegenden personellen Potentiale zu integrieren.

In seinem Beitrag *„Vom ‚Familienlastenausgleich‘ zur Familienpolitik auf mehreren Ebenen“* skizziert Franz-Xaver Kaufmann die Entwicklung der Familienpolitik in Deutschland als geprägt durch konzeptionelle und ideologische Gegensätze. Der vielleicht wichtigste Grund für ihre Schwäche und ihr Verharren in der „Aschenputtel-Ecke der deutschen Sozialpolitik“ ist die Zersplitterung der familienpolitischen Kompetenzen. Wesentlich für diesbezügliche Veränderungen erscheint der Anschluss an andere Politikfelder. Dies kann gelingen, indem verdeutlicht wird, dass deren Zielerreichung auf Leistungen der Familie angewiesen ist. Kaufmann diagnostiziert Schwächen vor allem hinsichtlich der Unterstützung von Familien im Bereich der öffentlichen Dienstleistungen. Dabei werden seines Erachtens vor allem die Entwicklungsbedingungen von Kindern noch zu wenig berücksichtigt. Diese Perspektive des Kindeswohls lässt sich am ehesten über das Konzept des Humanvermögens in die gesellschaftspolitische Diskussion einbringen. Für die Zukunft gilt es, nicht nur die Bereitschaft zu erhöhen, Kinder zu bekommen, sondern dafür Sorge zu tragen, dass die Fähigkeiten der Kinder weitestgehend (weiter-)entwickelt werden. Hierfür ist die Mitwirkung und sind die Entscheidungen intermediärer Akteure, zu denen Kaufmann auch die Kommunen zählt, entscheidend. Mit der konsequenten Anwendung des sozialökologischen Ansatzes und seiner Erweiterung um sozialräumliche Aspekte hat – so Franz-Xaver Kaufmann – vor allem Klaus Peter Strohmeier sowohl theoretisch wie auch mit Bezug auf Anwendung und Transfer entscheidende Beiträge geliefert.

Die Herausgabe eines Sammelbandes kann ohne vielfältige Hilfe nicht gelingen. Wir bedanken uns herzlich bei allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und die ausgezeichnete Zusammenarbeit bei der editorischen Arbeit. Unser Dank gilt außerdem dem Verlag Barbara Budrich für die Unterstützung bei der Veröffentlichung des Bandes. Ganz herzlich danken wir Gundula Pickhardt für viele Stunden des Korrekturlesens und ihre Hilfe bei Koordination und Organisation der Erstellung und Einrichtung des Manuskriptes.

Literatur

Kaufmann, Franz-Xaver/Strohmeier, Klaus Peter (1988): Partnerbeziehungen und Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Generatives Verhalten im sozialen

- und regionalen Kontext. Heft 50 der Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.
- Strohmeier, Klaus Peter (2008): Familien und Familienpolitik im Sozialraum. In: Diller, Angelika/Heitkötter, Martina/Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Familie im Zentrum. Kinderfördernde und elternunterstützende Einrichtungen – aktuelle Entwicklungslinien und Herausforderungen. München, S. 107-129.
- Strohmeier, Klaus Peter (2007): Familien in der Stadt – Herausforderungen der städtischen Sozialpolitik. In: Baum, Detlef (Hrsg.): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden, S. 246-261.
- Strohmeier, Klaus Peter (1985): Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen – Generatives Verhalten im sozialen und regionalen Kontext. Heft 47 d. Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes NRW. Düsseldorf.
- Strohmeier, Klaus Peter (1983): Quartier und soziale Netzwerke. Grundlagen einer sozialen Ökologie der Familie. Frankfurt am Main/New York.
- Strohmeier, Klaus Peter/Alic, Safet (2006): Segregation in den Städten. Friedrich-Ebert Stiftung, Bonn.
- Strohmeier, Klaus Peter/Amonn, Jan/Citlak, Banu/Kersting, Volker (2010): Sozialstrukturelle Risikoverstärker – Rahmenbedingungen im Stadtteil und der Region. In: Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Kindeswohlgefährdung – Ursachen, Erscheinungsformen und neue Ansätze der Prävention. Düsseldorf, S. 48-77.
- Strohmeier, Klaus Peter/ Kersting, Volker (2000): Armut von Kindern im regionalen Kontext. In: Herlth, Alois/Engelbert, Angelika/Mansel, Jürgen/Palentien, Christian (Hrsg.): Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen. Reihe Kindheitsforschung. Band 14. Opladen, S. 274-283.
- Strohmeier, Klaus Peter/Kersting, Volker (1996): Sozialraum Ruhrgebiet – stadträumliche Differenzierungen von Lebenslagen, Armut und informelle Solidarpotentiale. In: Bovermann, Rainer/Goch, Stefan/Priamus, Heinz Jürgen (Hrsg.): Das Ruhrgebiet – ein starkes Stück Nordrhein-Westfalen. Politik in der Region 1946-1996. Essen, S. 451-475.
- Strohmeier, Klaus Peter/Schultz, Annett/Meyer, Christian/Kemper, Thomas/Schmidt, Felix (2008): „Demographie konkret – Soziale Segregation in deutschen Großstädten Daten und Handlungskonzepte für eine integrative Stadtpolitik“. Gütersloh.

Familienleben und Familienentwicklung

Ein zweites Kind?

Hans-Joachim Schulze

1. Einleitung

In den vergangenen Jahren hat die Forschung über Elternschaft mehr Aufmerksamkeit gerichtet auf die Bedeutung kognitiver Faktoren und weniger auf das Verhalten, um zu erklären, was Eltern tun und warum sie es tun. Die vorliegende Untersuchung setzt den festgestellten Trend in der Annahme fort, dass spezifische Kognitionen für spezifische Handlungen und Entscheidungen relevant sind. Dabei ist es das Ziel einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu liefern, *warum Partner bzw. Eltern mit einem Kind ein weiteres oder noch mehrere Kinder haben wollen*. Drei kognitive Faktoren werden vorgestellt und dann in zwei Hypothesen verwendet.

Im vergangenen Jahrhundert war es in den Sozialwissenschaften lange Zeit üblich, Familie als selbstverständliche *Einheit* zu begreifen. Sucht man Namen, die die These unterbauen lassen, so sind beispielsweise die folgenden zu nennen: Marx und Engels (1972: 148), Burgess (1926), Parsons und Bales (1955) und Stierlin (1976).

Passend zu diesem Einheitskonzept ist die Sicht, wonach Veränderungen der Familie auf gesellschaftliche Veränderungen (etwa unter dem Stichwort der Globalisierung) und die Erweiterung der Optionen innerhalb der modernen Gesellschaft zurückzuführen seien. Dieser Ansatz hat sicher seine Brauchbarkeit erwiesen, betrachtet aber nur eine Sicht auf Familie. Eine andere Sicht auf Familie hat Durkheim (1921), der die Einheit Familie gewissermaßen aufbricht und die Unterschiedlichkeit der Elemente von Familie, nämlich Partnerschaft und Elternschaft, unterstreicht. Wenn man diesen Ausgangspunkt wählt und davon ausgeht, dass die beiden Elemente ihre Unterschiedlichkeit zunehmend profilieren, dann liegt die Vermutung nahe, dass sie in zunehmendem Maße gegenseitig exklusiv werden. Somit kann eine Situation entstehen, in der Partnerschaft und Elternschaft deutlich verschiedene soziale Systeme mit je eigenen Standards sind (Tyrell/Schulze 2000; Schulze/Tyrell 2002). Je mehr die Vorstellung von Familie als Einheit an Plausibilität verliert, können Partnerschaft einerseits und Elternschaft andererseits als unterschiedliche Werte begriffen werden, und es muss gezeigt werden können, dass sie im gewissen Maße unabhängig voneinander sind und damit Familie als Einheit nicht (mehr) in diesem Sinne besteht.

Demnach lautet die erste Hypothese: *Der Wert, der der Partnerschaft zugeschrieben wird und der Wert, der der Elternschaft zugeschrieben wird, liefern unabhängige Beiträge zur Erklärung der Absicht, ein weiteres Kind zu haben, wobei der Zusammenhang zwischen dem Wert der Elternschaft und der Absicht ein weiteres Kind zu haben stärker ist.*

Von mehreren kognitiven Faktoren, die dazu dienen die Qualität von Elternschaft und damit zusammenhängende Entscheidungen zu erklären, haben Überzeugungen über die eigene Effektivität als Eltern in der jüngeren Vergangenheit ein größeres Maß an Aufmerksamkeit erfahren und werden in der gegenwärtigen Forschung oft benutzt. Man muss dabei jedoch betonen, dass diese Überzeugungen bislang nicht genutzt wurden, um zu untersuchen, ob eine erwachsene Person, die mit einem Partner zusammenlebt, die Absicht hat, eines oder mehrere Kinder zu haben. Will man die selbsterlebte Effektivität als Eltern zur Erklärung der Ausprägung des Kinderwunsches heranziehen, dann muss erst begründet werden, ob diese Überzeugung von der eigenen Effektivität für die hier behandelte Forschungsfrage relevant ist.

Das Konzept der selbsterlebten Effektivität ist durch Bandura entwickelt worden; er definierte sie folgendermaßen: „Selbsterlebte Effektivität bezieht sich auf die Überzeugung in die eigenen Fähigkeiten diejenigen Schritte zu planen und auszuführen, die nötig sind, um ein gegebenes Ziel zu erreichen“ (Bandura 1997: 3). Coleman/Karraker (1998: 50) spezifizieren diese umfassende Idee auf den Bereich der Elternschaft:

„... um sich als effektiv zu begreifen, müssen Eltern über folgende Eigenschaften verfügen: (a) Wissen über den angemessenen Umgang mit Kindern im Sinne der Sorge für Kinder (...), (b) Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, derartige Aufgaben ausführen zu können, und (c) die Überzeugung, dass ihre Kinder entsprechend handeln werden und dass andere in ihrem sozialen Milieu zusammen mit den Familienmitgliedern und Freunden ihre diesbezüglichen Anstrengungen unterstützen werden.“

Die Entwicklung der Überzeugung der eigenen Effektivität kann vier verschiedenen Quellen zugeschrieben werden. An erster Stelle steht die Geschichte der eigenen Erfolge und Misserfolge. Die Erwartung, etwas gut schaffen zu können, kann aus dem Lernen an der Erfahrung und dem Erleben des Lernprozesses anderer abgeleitet sein. Zusätzlich kann verbale Überzeugung eine Quelle sein, die sich auf Information und die Rückmeldung anderer bezieht. Überdies spielt eine biologische Komponente eine Rolle, nämlich das Maß der emotionalen Erregung, das mit Erfolgserwartungen assoziiert ist. Um eine gute Einschätzung über die Erfolgsaussichten bei der Bearbeitung einer Aufgabe machen zu können, ist es wichtig, wie man die möglichen Mittel zum Erreichen der eigenen Effektivität taxiert. Die erwartete Erreichung eines Zieles ist größer, wenn der vorausgehende Erfolg in erster Linie den eigenen Handlungen und nicht den Umständen zugeschrieben wird. Außerdem wirkt sich das wahrgenommene Niveau der Schwierigkeiten vorangehender Aufgaben aus auf die Einschätzung der Chance eine neue Aufgabe

mit Erfolg abschließen zu können. Überzeugungen eigener Effektivität können klassifiziert werden nach ihrer Größenordnung, ihrer Stärke und dem Grad der Generalisierung.

Bandura betont die Bedeutung der Spezifiziertheit der Überzeugung eigener Effektivität für die Erklärung des Verhaltens, und die Forschungsliteratur zeigt die Vorhersage-Überlegenheit spezifischer Maße gegenüber globalen Maßen der selbsterlebten Effektivität (Coleman/Karraker 1998: 51).

Die Fragestellung dieses Beitrages ist demnach ein geeignetes Anwendungsbeispiel für das Konzept der selbsterlebten Effektivität. Die Verknüpfung aus Partnerschaft und Elternschaft kann als ein Kontext begriffen werden, in welchem Erfolg und Scheitern elterlichen Handelns alltäglich erlebt werden können. Dies bringt eine Geschichte beider Erwachsener als Partner und als Erzieher mit sich und die damit einhergehenden Aufgaben und Fertigkeiten. Zwei Aspekte werden ausgewählt, um zu spezifizieren, wo die Überzeugung der eigenen Effektivität eine Rolle bei der Entscheidung spielt, ein weiteres Kind der schon bestehenden Familie zuzufügen. Der erste betrifft das Maß, in welchem Haushaltsaufgaben und Aufgaben der Kinderversorgung erfolgreich erledigt werden. Der zweite betrifft die Bewertung der partnerschaftlichen Kommunikation zum Thema der Erweiterung der Familie um ein weiteres Kind.

Die zweite Hypothese lautet: *Diejenigen Respondenten, die bezüglich beider Aspekte – Versorgung des Haushalts und des Kindes und partnerschaftliche Kommunikation – ein relativ hohes Maß an Überzeugung eigener Effektivität entwickeln konnten, sind eher geneigt eine Familienerweiterung ins Auge zu fassen als solche, die auf beiden Gebieten schwache Überzeugungen aufzuweisen haben.*

2. Methode

Daten

Die Daten wurden 2002 in den damals bestehenden 15 EU-Staaten als Eurobarometer 59.2 erhoben. In allen 15 Ländern wurden repräsentative Stichproben gezogen. Aus dem Gesamtsample wurden Erwachsene zwischen 18 und 42 Jahren ausgewählt, die mit einem gegengeschlechtlichen Partner zusammenlebten (Ehe, Kohabitation) und zum Zeitpunkt der Datenerhebung ein Kind hatten (N=989).

Hauptvariablen

Unabhängige Variablen, die zentral sind für die empirische Untersuchung der Fragestellung, sind der Wert, der der Partnerschaft zugeschrieben wird („Ist es sehr wichtig, ziemlich wichtig, ziemlich unwichtig, sehr unwichtig mit einem Ehemann/einer Ehefrau /einem Partner zusammen zu leben?“) und der Wert, der der Elternschaft zugeschrieben wird („Ist es sehr wichtig, ziemlich wichtig, ziemlich unwichtig, sehr unwichtig Kinder zu haben?“). Beide Antworten wurden rekodiert, um den höchsten Wertschätzungen den höchsten numerischen Wert zu geben („sehr wichtig“); aus quantitativen Gründen wurden die beiden Antworten „ziemlich unwichtig“ und „sehr unwichtig“ zusammengefasst. Es ergaben sich zwei Variablen mit dem höchsten Wert von 2 und dem niedrigsten Wert von 0.

Die folgenden zwei Variablen beziehen sich auf die Effektivität, mit der die Haushaltsaufgaben und die Versorgung des ersten und einzigen Kindes geteilt wurden. Zunächst mussten die Respondenten acht Fragen über die Aufteilung der Hausarbeit beantworten (z.B. „Das Haus bzw. die Wohnung saubermachen“). Daran schlossen sich Fragen zur Versorgung des Kindes an (z.B. „Das Kind ins Bett bringen“). Es folgte die Frage nach der höchsten Unzufriedenheit bei der Arbeitsteilung zwischen der Respondentin bzw. dem Respondenten und ihrem Partner bzw. seiner Partnerin auf drei Gebieten. Die Antworten wurden in zwei Variablen transformiert, eine in die Effektivität der Aufteilung der Hausarbeit und eine zweite in die Effektivität der Aufteilung der Versorgungsaufgaben (der höchste Wert wurde mit 3 und der niedrigste Wert mit 0 angegeben).

Die Effektivität der partnerschaftlichen Kommunikation wurde dadurch gemessen, dass die Antworten auf zwei Fragen zu einem Variablenwert kombiniert wurden („Haben Sie die Frage des Kinderhabens mit ihrem Partner diskutiert?“ und „Hätten Sie dies Thema gerne ausführlicher besprochen als Sie es getan haben?“). Wenn die Respondenten das Maß der Kommunikation als ausreichend ansahen, wurden sie als effektiv in ihrer Kommunikation über dies Thema eingestuft (dies ergab eine dichotome Variable, wobei der Wert 1 erfolgreiche Kommunikation indizierte).

Die Operationalisierung der Überzeugung eigener Effektivität kann nicht auf spezifische Instrumente zurückgreifen (z.B. die Parental Self Efficacy (PSE) scale als einem Teil der Parenting Sense of Competence scale wie sie von Holtmaat (2008) verwendet wurde oder der Maternal Self-Efficacy in the Nurturing Role Questionnaire (SENR), die von Pedersen u.a. (1989) entwickelt und durch Porter/Hsu (2003) validiert wurde; siehe neuerdings Dumka u.a. (2010) und Joët u.a. (2011). Stattdessen werden die Fragen des Eurobarometers im Sinne des Konzeptes der Effektivitäts-Überzeugung interpretiert.

Die *demographischen Variablen*, die dazu dienen, die Analysen zu kontrollieren, sind Alter und Geschlecht (männlich = 0; weiblich = 1) und das Schulniveau (3 Niveaus) der Respondenten.

Die *abhängige Variable* wurde mit der Frage gemessen ‚Planen Sie mehr Kinder zu haben? Wenn ja, wie viele?‘. Die Antwort wurde dichotomisiert (‚Nein‘ wurde als 0 und ‚Eines oder mehrere Kinder‘ wurde mit 1 kodiert).

Datenanalyse

Die Daten der einmaligen Erhebung wurden mit Hilfe bivariater Korrelation (Spearman's rho, da die Mehrzahl der Variablen nicht normal verteilt ist) und logistischer Regression analysiert.

3. Ergebnisse

Bivariate Analyse

Die Ergebnisse der bivariaten Analyse sind in Tabelle 1 zusammengefasst. Es wird deutlich, dass Alter und Kinderwunsch negativ korrelieren. Das Bildungsniveau ist positiv assoziiert mit der Absicht der Erweiterung der Familie. Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem Geschlecht der Respondenten und dem Ziel ein weiteres Kind zu haben.

Die zwei Variablen, die den Wert der Partnerschaft und der Elternschaft repräsentieren, korrelieren signifikant miteinander und mit der abhängigen Variablen. Die berichtete Effektivität der Haushaltsführung ist lediglich tendenziell assoziiert mit der Absicht ein weiteres Kind zu haben. Die wahrgenommene Effektivität der Versorgung des Kindes korreliert nicht mit der abhängigen Variablen. Beide Effektivitätsvariablen sind miteinander signifikant und schwach korreliert. Die wahrgenommene Effektivität der partnerschaftlichen Kommunikation korreliert signifikant und schwach mit der Absicht ein weiteres Kind zu haben.

Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau und der wahrgenommenen Effektivität im Haushalt und in der Versorgung des Kindes; dagegen sind Bildungsniveau und partnerschaftliche Kommunikation tendenziell assoziiert.

Die bivariate Analyse zeigt, dass die demographischen Variablen, die Werte- und die Effektivitätsvariablen relativ unabhängig voneinander sind. Alle drei Variablengruppen können damit unabhängig voneinander einen Beitrag zur Erklärung der Absicht ein weiteres Kind zu haben, leisten (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Korrelationen der Variablen dieser Studie (Spearman's rho; N=989)

	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)
(1) Alter	1							
(2) Geschlecht (m=0; w=1)	-,146**	1						
(3) Bildung	,037	-,012	1					
(4) Wert Partnerschaft	-,027	-,074*	,024	1				
(5) Wert Elternschaft	-,043	,039	-,008	,542**	1			
(6) Effektivität im Haushalt	,004	-,166**	-,001	,074*	,042	1		
(7) Effektivität Kinderversorg.	,073*	-,052	,019	,024	-,016	,156**	1	
(8) Effektivität Kommunikation	-,018	-,045	,061	,081*	,012	,072*	,069*	1
(9) Absicht weiteres Kind (nein=0; ja=1)	-,430**	-,042	,161**	,139**	,185**	,058	-,045	,071*

* Korrelation ist signifikant auf dem 0.05 Niveau (2-seitig).

** Korrelation ist signifikant auf dem 0.01 Niveau (2-seitig).

Anmerkung: Die Unterschiede in der Anzahl der Fälle pro Korrelation sind gering und deswegen nicht in die Tabelle aufgenommen.

Quelle: Eigene Darstellung

Multivariate Analyse

Die multivariate Analyse nutzt drei zuvor angegebene Variablengruppen – die demographischen, die Werte- und die Effektivitätsvariablen – und baut daraus drei Basismodelle. Das vierte Modell nutzt deren Ergebnisse, um mit wenigen Variablen einen großen Anteil der abhängigen Variable zu erklären (siehe Tabelle 2).

Tabelle 2: Modelle für die multivariate Analyse (logistische Regression), die dazu dienen, die Absicht von Partnern/Eltern zu erklären, ein weiteres Kind zu haben.

<i>Modell 1</i>	<i>Modell 2</i>	<i>Modell 3</i>	<i>Modell 4</i>
Alter	Alter	Alter	Alter
Geschlecht	Geschlecht	Geschlecht	Geschlecht
Bildung	Bildung	Bildung	Bildung
	Partnerschaft als Wert	Partnerschaft als Wert	
	Elternschaft als Wert	Elternschaft als Wert	Elternschaft als Wert
		Effektivität im Haushalt	
		Effektivität Kinder- versorgung	
		Effektivität Partner- Kommunikation	Effektivität Partner- kommunikation

Quelle: Eigene Darstellung

Modell 1 enthält die demographischen Variablen. Das Ziel dieses Modells ist es herauszufinden, bis zu welchem Grade diese Variablen in der Lage sind, die Absicht zu erklären, dass Partner bzw. Eltern eines Kindes ein oder mehrere weitere Kinder wünschen. Das Modell ist signifikant (Chi Square =196,483; df=3; p=.000; Nagelkerke R Square=.277). Alle drei Variablen tragen signifikant zur Erklärung der abhängigen Variable bei, wobei Geschlecht und Alter negativ assoziiert sind.

Modell 2 enthält neben den demographischen Variablen die Wertzuschreibungen zu Partnerschaft und Elternschaft. Auch dieses Modell ist signifikant (Chi Square =229,983; df=5; p=.000; Nagelkerke R Square=.318). Abgesehen vom Wert der Partnerschaft tragen alle unabhängigen Variablen signifikant zur Erklärung der abhängigen Variable bei.

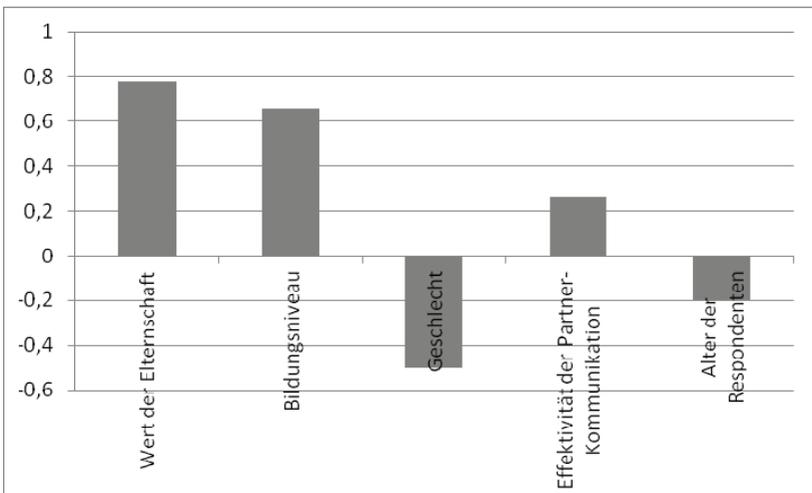
Modell 3 ist eine Erweiterung des vorangehenden Modells. Die drei Effektivitätsvariablen werden einbezogen. Damit umfasst dieses Modell alle Variablen, die in dieser Studie vorgestellt wurden. Das Modell ist signifikant (Chi Square =220,221; df=8; p=.000; Nagelkerke R Square=.326). Außer dem Wert der Partnerschaft, der Effektivität der Haushaltsführung (hier ist ein negativer tendenzieller Zusammenhang festzustellen) und der Effektivität in der Kinderversorgung tragen alle Variablen signifikant zur Erklärung der abhängigen Variable bei.

Wenn wir die drei vorgestellten Erklärungsmodelle vergleichen, ist festzustellen, dass die demographischen Variablen einen großen Anteil zur Erklärung der abhängigen Variable beitragen. Die Wert-Variablen erweitern die Erklärung stärker als die Effektivitätsvariablen.

Modell 4 nimmt lediglich jene unabhängigen Variablen auf, die auf dem Niveau der einzelnen Variablen im vorangehenden Modell einen signifikanten Erklärungsbeitrag geliefert haben. Damit schrumpft das Modell auf fünf unabhängige Variablen und ist insgesamt signifikant (Chi Square =216,303; df=5; p=.000; Nagelkerke R Square=.321).

Alle Variablen tragen signifikant zur Erklärung der Frage bei, unter welchen Bedingungen Paare/Partner ein weiteres Kind wollen. Das Modell 4 kann die Absicht der Familienerweiterung zu mehr als 70 % vorhersagen.

Abbildung 1: Stärke und Richtung des Zusammenhanges der unabhängigen Variablen, die die Absicht erklären, ein weiteres oder mehrere weitere Kinder zu haben (B-Wert; siehe Modell 4 in Tabelle 2).



Quelle: Eigene Darstellung